Winterfreuden im alten Chur

Autor(en): **Jecklin, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **29 (1987)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-972013

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Winterfreuden im alten Chur

von Heinrich Jecklin
Bildauswahl und Legenden P. Metz

Wir leben heute in einer Zeit des hektischen Wintersportbetriebes. Wohl dem, der die frühere Zeit noch erlebt hat, da der Song «Alles fährt Ski» noch nicht komponiert war und der Leistungssport erst in den Geburtswehen lag. Ich kann nur sagen, dass es damals auch schön war, man erlebte eine beschauliche Schönheit des Winters, und es erhob sich nicht von Berg zu Tal ein Gejammer, wenn es nicht schon anfangs September schneite, man hielt sich an das Sprichwort «Wenn es nicht schneit im September, so vielleicht im Oktober oder November». Und überhaupt ist ja nach Kalender erst am 21. Dezember Winteranfang. Wann immer aber der Schneefall einsetzte, wurden in Chur die Gassen und Strassen nicht etwa gepflügt, ganz im Gegenteil. Morgens in aller Herrgottsfrühe fuhr der von Pferden gezogene und mit Granitblöcken beschwerte Press-Schlitten, der praktisch nur aus breiten Kufen bestand, kreuz und quer in der Stadt herum und drückte den Schnee fest zu Boden. Ich erinnere mich, dass man einmal von der Gasse zu unserer Haustüre drei Stufen ausheben musste, so hoch lag der festgepresste Schnee. Die Fahrzeuge - wir lebten noch in der glückhaften Zeit, da das Auto in Bünden nicht zugelassen war - wurden entweder durch Schlitten ersetzt oder es wurden Kufen unter den Rädern befestigt. Ach wie war das schön, wenn alle Gefährte so lautlos dahinglitten und nicht in den steingepflasterten Gassen rumpelten, dass Gott erbarm. An schönen Sonntagen machten die Vereine Ausfahrten mit Pferdeschlitten, sogenannte Schlittedas, in die Umgebung der Stadt. Die Pferde hatten wallende Büsche von Straussenfedern auf dem Kopf, und das Lederzeug war mit kleinen klingenden Schellen besetzt. In einem besonders breiten, ex-

Wie herrlich war das «Schlittla» von Malix oder von Maladers herunter, wenn man in stiebender Fahrt die Kurven nehmen oder gelegentlich auch verfehlen konnte. Das obige Bild stellt freilich eine Montage dar, wenn es auch belegt, wie rassig es beim Churer Schlittla zuging. Die Karte trägt das Datum des 24. Dezember 1909.

tra dafür gebauten Schlitten sass eine Ländlerkapelle von vier bis sechs Mann und spielte auf, was das Zeug hielt. Als einmal der Männerchor eine solche Ausfahrt machte, hatten sich einige jüngere Mitglieder einen besonderen Scherz ausgedacht. Sie waren als «Moser» verkleidet und hatten ihren Schlitten entsprechend ausstaffiert. Mit «Moser» bezeichnen wir in Chur bekanntlich die an der näselnden Aussprache leicht zu erkennenden Leute vom Stamme der Jenischen, die unter sich ein eigenes Idiom sprechen. Und zwar ist es nicht einfach eine niedere Umgangssprache, sondern vielmehr eine Sprache, deren Wortgut auf das Jiddische und das Romani, eine sehr alte Sprache indischen Ursprungs, zurückgeht. In Chur hatten die Jenischen beidseits der Obertorerbrücke je ein Stammlokal, rechtsseitig der Plessur das Restaurant «Schönegg», linksseitig der «Grüne Baum». Seinerzeit zogen die «Moser» mit einem Zeltfuhrwerk im Land herum als Messer- und Scheren-Schleifer, sie reparierten Schirme und andere Gebrauchsgegenstände, verzinnten Bratpfannen und boten Kienholz feil. Heute sind sie motorisiert und handeln erfolgreich mit Altkupfer, das ja sehr in Mode ist. Nun also, unsere jungen Männerchörler taten so, als ob sie «Moser» wären. Da wollte es das Schicksal, dass sie einer Schlittenfuhre mit echten «Mosern» begegneten. Diese fühlten sich in ihrer Ehre zutiefst verletzt, ein Wort gab das andere, und bald war eine fulminante Schlägerei im Gange. Dabei zeigten sich die echten «Moser» gewohnheitsmässig eher im Element als die Männerchormitglieder, und deren Rückkehr zur Stadt glich mehr einem Ambulanztransport als einer frohen Schlitteda. Die «Moser» haben eben auch ihren point d'honneur. Doch das gehört nicht unbedingt zu den winterlichen Freuden.

Das Skifahren war um die letzte Jahrhundertwende noch eine selten geübte Kunst. Man erzählte sich, dass hoch im Norden Rentierjäger und sonstige menschliche Wesen es verstünden, auf schmalen zugespitzten Brettern in der Schneelandschaft dahinzusausen wie ein geölter Blitz. Und o Wunder, da durfte ich als ganz kleiner Bub einmal mit der Mutter und einem Team von Verwandten vor die Stadt gehen gegen den Fürstenwald hin, wo wir meinen Vater und seinen Bruder, also meinen Onkel, bestaunten, wie sie mit den angeschnallten schmalen Brettern einen sanft geneigten Hügel hinunterfuhren. Von irgendwelcher Fahrtechnik war noch keine Rede, und Skiwanderung war ein böhmisches Dorf. Wenn man eine Tour in hohem Schnee unternahm, band man sich Schneereifen unter die Schuhe. Das sind ovale, mit Schnüren bespannte Holzreifen. Indem sie die Standfläche vergrössern, verhindern sie das Einsinken im Schnee. Auf Fotos der damaligen Zeit sehen unentwegte Bergwanderer aus, wie wenn sie Tennisrakets unter die Füsse gebunden hätten. Wie es damals um den Skisport bestellt war, mag aus dem Bericht erhellen, den mir ein Freund über das erste Skirennen in seinem Dorfe gegeben hat, das inzwischen zu einem bekannten Wintersportplatz aufgestiegen ist. Vorerst gab es Differenzen, weil einer der Teilnehmer mit zwei kurzen Skistöcken erschien, während die andern alle entsprechend dem damaligen Brauch mit nur einem, dafür aber langen Stock bewehrt waren. Zu jener Zeit hatte man zum Skifahren eben einen etwa zwei Meter langen Stock, ein Abbild des früher geschätzten langen Bergstockes, wenn möglich mit aufgesetztem Gemshorn. Schliesslich wurde der Kurzstök-

Die Stadt hatte vor fünfzig Jahren so wenig Verkehr, dass sich die Maitla und Buben der oberen Quartiere, hier des Bondaquartiers, auf der Strasse im Skilaufen üben konnten. Das Bildchen stammt aus dem Winter 1922/23.

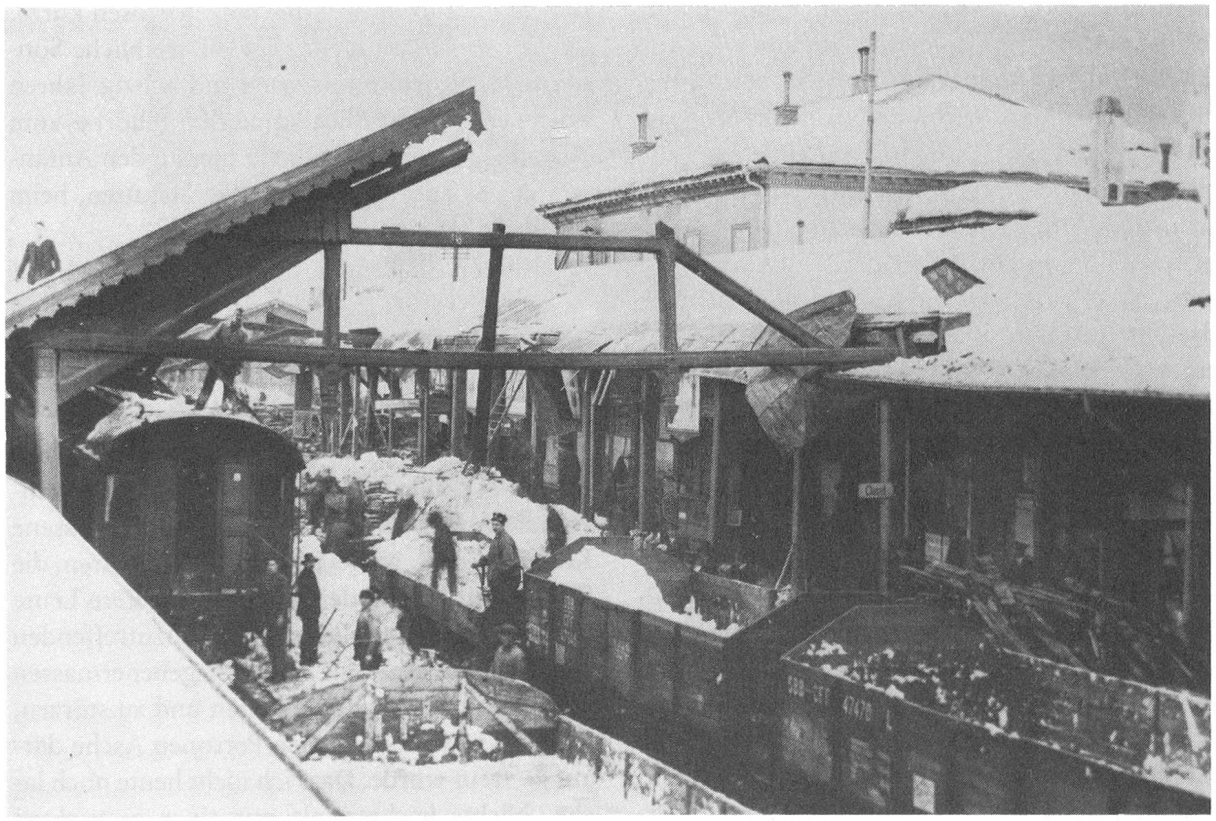
Einer der treuesten Tourenskifahrer der Kapitale war in den Zwanziger- und Dreissigerjahren Verleger Carl Eggerling, der des Sommers auch sämtliche Kletterberge zu ersteigen pflegte. Er und seine Freunde waren des Winters Sonntag für Sonntag auf einem der umliegenden Skifelder anzutreffen und wussten anschliessend in stundenlangen Gesprächen von ihren Erlebnissen zu erzählen.

kige zugelassen. Es sollte ein Langstreckenlauf ausgetragen werden, und bald zeigte sich, dass eigentlich nur drei Konkurrenten des Skifahrens einigermassen kundig waren, und diese fuhren dem Wannen fabrizierenden Gros bald weit voraus. Irgendwo kreuzte die Skipiste die Talstrasse, und weil da gerade ein Wirtshaus stand, beschlossen die drei Favoriten da einzukehren, bis die übrigen Renner in Sicht kämen. Ob sie gar noch einen Jass geklopft haben, entzieht sich meiner Kenntnis. Die sich anbahnenden Skikünste der Erwachsenen stachelten uns Buben zur Nachahmung auf. Doch unser Skibetrieb erschöpfte sich darin, dass wir uns ein Paar Fassdauben besorgten, etwa beim Küfer Minder am Storchenbrunnen, diese auf einer Seite zuspitzten und in der Mitte einen Riemen zur Befestigung am Fusse anbrachten. Man konnte damit ganz leidlich einen sanften Schneehang hinunterbalancieren, aber den Vergleich mit dem Schlitteln konnte es nicht aufnehmen.

Mit dem Überhandnehmen des Skisportes einerseits und der Autos anderseits ist das Schlitteln, diese gemütliche und fröhliche Sportart, in Chur sozusagen verschwunden. Und doch schlittelte hier zur Winterszeit alles, vom Häfelischüler bis zum Jubelgreis. Um die prächtige Schlittelbahn von Malix herunter wurden die Churer aber auch weitherum beneidet. Kein Auto und nachts nicht einmal ein Pferdegespann, das dem sausenden Schlitten hätte gefährlich werden können. Wer damals dabei war, wird sich erinnern, dass auf der Talfahrt zwei kritische Stellen nur mit dem nötigen Schuss bewältigt werden konnten, nämlich die kurze ebene Strecke zwischen den beiden Haarnadelkurven beim «Kreuz», und dann die heute korrigierte Ebene beim Erlenrutsch oberhalb des Araschgerrankes. Ab und zu schlittelte man auch von Maladers herunter, aber es war dies eine tückische Angelegenheit. Denn auf der am Sonnenhang gelegenen Strasse taute der Schnee tagsüber auf und gefror

Im Churer Winter von einst spielte der Skiclub Rätia eine nicht unbeträchtliche Rolle. Gegründet schon anno 1904, bemühte er sich nicht nur um die Propagierung des Skisportes, sondern sorgte für einen munteren Betrieb, der ihm Sportbegeisterte in Scharen zuführte. Im Jahre 1911 führte der Verein auf Dreibündenstein sein erstes Rennen durch. Dann organisierte der Club für die Churer Jugend auf der Prasserie eigens ein Kinderskifestchen. In dem anno 1928 erbauten Skihaus ob Peist kehrten die bewährten Skitechniker fast regelmässig zu, und männiglich freute sich noch im Hochwinter auf die dort stattfindende Skikilbi, bei der es viel Volk gab und hoch zu und her zu gehen pflegte. Als dieses Skihaus anno 1953 nach eingeschlafenem Interesse verkauft werden musste, büsste der Skiclub vorübergehend viel von seiner Anziehungskraft ein. Bild oben: Hochwang-Skikilbi 1945, Bild unten: Skikilbi 1946.

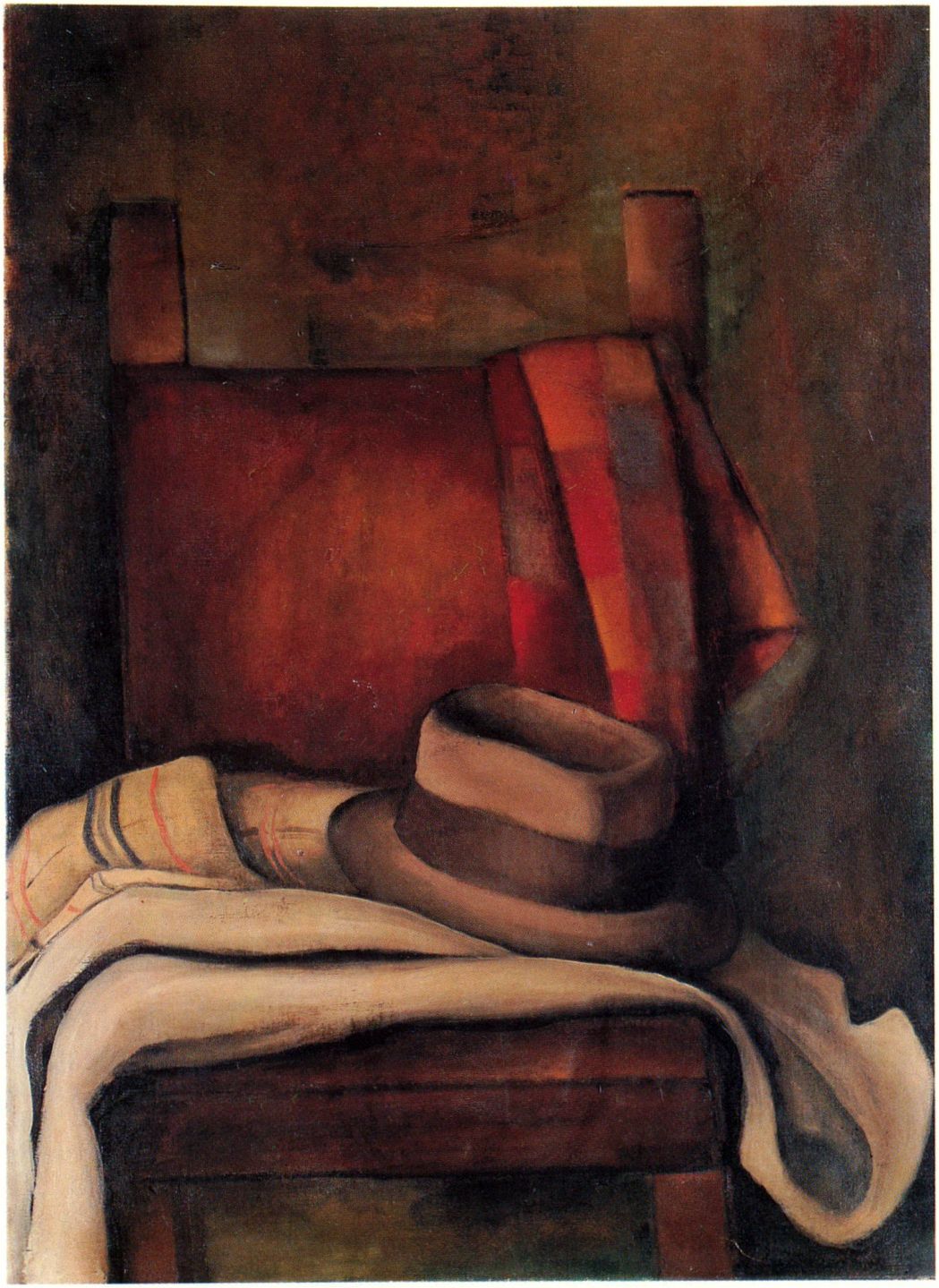
Wenn es der Churer Winter besonders gut meinte, belegte er die Stadt mit schweren Lagen von Schnee, die dem Verkehr arg zusetzten. Im Jahre 1927 brachte ein schwerer Schneefall das Dach der Bahnhofhalle zum Einsturz.



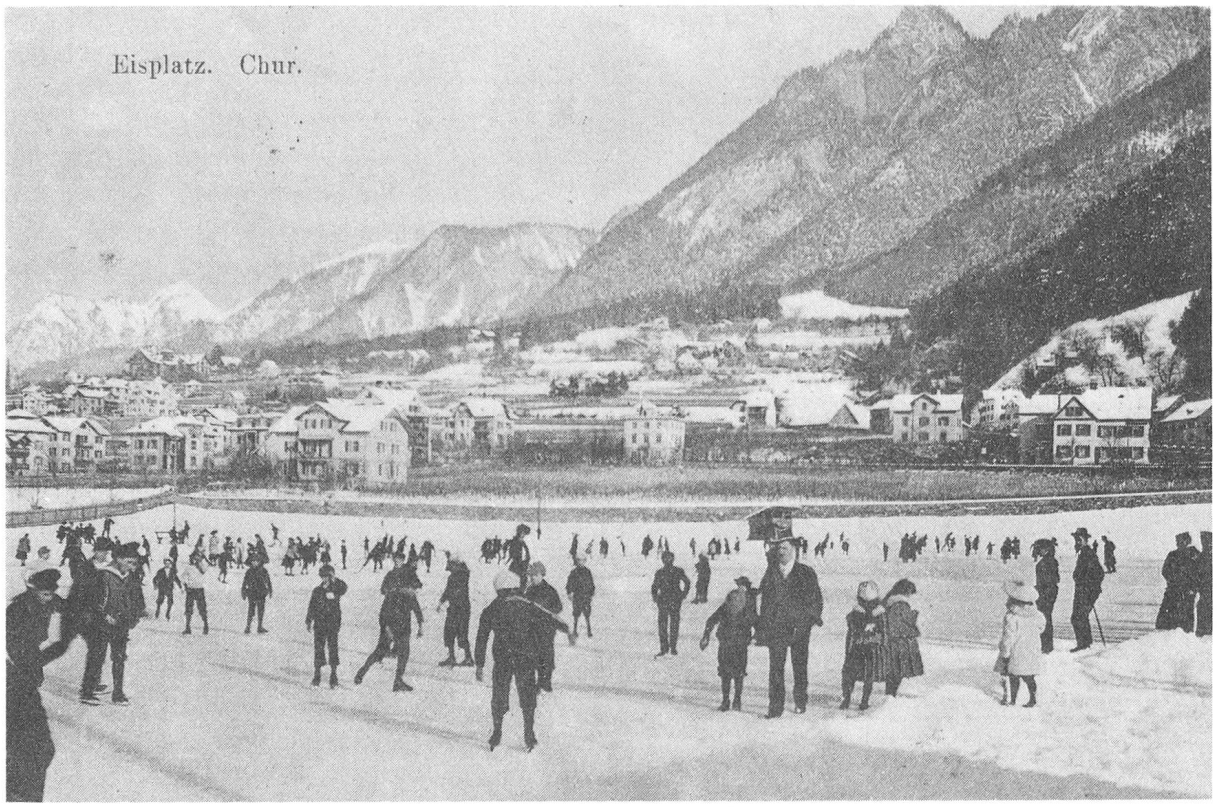
nachts, so dass sich eine vereiste Fahrbahn ergab, die zudem viel kurvenreicher ist als die Malixerstrasse und vielfach von Felsen gesäumt. Aber so oder so war die Bergwanderung mit dem Schlitten an der Leine sicher gesünder als die bequeme Fahrt mit dem Skilift, und ich bin überzeugt, dass wir Alten mit den Schlittelausflügen schönere und nachhalterige Erinnerungen fürs Leben gewonnen haben, als es mit dem heutigen Herumsausen auf Mopeds und dergleichen Vehikeln der Fall ist. Bei einigermassen guter Schlittelbahn spielte notabene abends im Restaurant «Zur Höhe» in Malix und später auch im Saal «Zum Trutztobel» eine Ländlermusik zum Tanz auf, und es ist klar, dass insbesondere das Jungvolk nach dem Aufstieg noch eine oder zwei Stunden tanzte, bevor die Abfahrt zur Stadt angetreten wurde. Wie war das alles doch schön, besonders bei Mondschein. Einmal, wir waren eine lustige junge Gesellschaft beisammen, hatten wir allerdings nichts weniger als Mondschein. Schon beim Aufstieg schien uns die Witterung zweifelhaft, es war zu warm. Oben angekommen, kehrten wir trotzdem ein und schwangen das Tanzbein. Als ich von ungefähr die Nase zur Türe hinaussteckte, regnete es in Strömen. Sofort schlug ich Alarm. Die nun folgende Abfahrt wäre mit einer Paddelbootfahrt in Stromschnellen zu vergleichen. Jedesmal wenn man den Fuss absetzte, um zu lenken oder zu bremsen, wurde man von einer Fontäne flotschigen Schneebreies überschüttet. Wenn wir uns den ganzen Abend in den beim Zollhaus am Obertor plätschernden Brunnen gesetzt hätten, wäre das Ergebnis so ziemlich dasselbe gewesen. Ein andermal hatte ich dafür ein angenehmes Erlebnis besonderer Art, obwohl es anfänglich nicht darnach aussah. Meine Freundin konnte aus irgend einem Grunde nicht mit von der Partie sein. So stapfte ich ziemlich missmutig bergan. Es ist kein erhebendes Gefühl, soliter einen zweisitzigen Schlitten zu ziehen, zumalen in einer Gesellschaft fröhlicher Pärchen. Ich blieb deshalb nicht lange oben und fuhr bald wieder mit meinem schlecht besetzten Schlitten talwärts. Aber ich war noch nicht eben weit gekommen, da erblickte ich vor mir auf der Fahrbahn einen grösseren dunklen Gegenstand, und ich bremste scharf ab. Das dunkle Etwas entpuppte sich als ein auf dem Boden sitzendes Mädchen, das dem Weinen nahe war. Und wie der freundlicherweise eben hinter Wolken hervortretende Mond erkennen liess, war es ein sehr nettes Mädchen. Sie seien zu dritt auf einem Schlitten gesessen, der Bruder mit seiner Freundin vor sich, und sie hinten, und da sei sie abgerutscht. Vielleicht hatte der Bruder auch ein bisschen nachgeholfen, da er seine Schwester als überflüssig empfunden. Sei dem, wie dem wolle, mein Stimmungsbarometer stieg sprunghaft. Indem ich die Schöne zu mir auf meinen Schlitten nahm, sagte ich zu ihr, das sei dann gewiss Glück im Unglück, gleich nach dem ersten Schrecken einen so charmanten Kavalier zu treffen.

Es bedürfte aber nicht dieses Beispieles, um zu beweisen, dass mit dem Verschwinden des Schlittelns in Chur ein wesentlicher Teil winterlicher Romantik verloren gegangen ist. Das Schlitteln hatte zudem den beachtlichen Vorteil, dass dafür keine besondere Sportausrüstung notwendig war, ausser den unabdingbaren Wadenbinden. In Sachen Hosen waren allerdings die Knickerbockers beliebt, aber nicht unbedingt nötig. Wadenbinden aber brauchte das männliche Geschlecht auf jeden Fall, bei langen Hosen kurze, bei kurzen Hosen lange. Für die weibliche Sonderkleidung fehlte mir vor rund achzig Jahren noch der kritische Blick, immerhin gehört es zum Allgemeinwissen, dass die Frauen in den Anfängen des Skisportes lange Röcke anhatten, beim Schlitteln eben auch.

Ob wohl die Kinder von heute sich noch auf die Kunst verstehen, nach leichtem Schneefall in der Ganetta, das heisst im Strassengraben, eine «Schliferi» zu fabrizieren? Ich habe lange darüber nachgedacht, wie Schliferi ins Schriftdeutsche zu übersetzen wäre. Vielleicht eisige Gleitbahn. Ein Anlauf, besser «Ahutz», und man sauste auf der Schliferi dahin wie eine abgeschossene Kanonenkugel, wobei jene im Vorteil waren, die Schuhe mit Holzböden trugen. Für ältere Leute bedeuteten diese allenthalben anzutreffenden Schliferis ein Ärgernis und zugegebenermassen die Gefahr, darauf auszugleiten und zu stürzen, weshalb von fürsorglichen Personen Asche darauf gestreut wurde. Dass ich nicht heute noch lache. Nichts leichter, als mit einer gestrickten



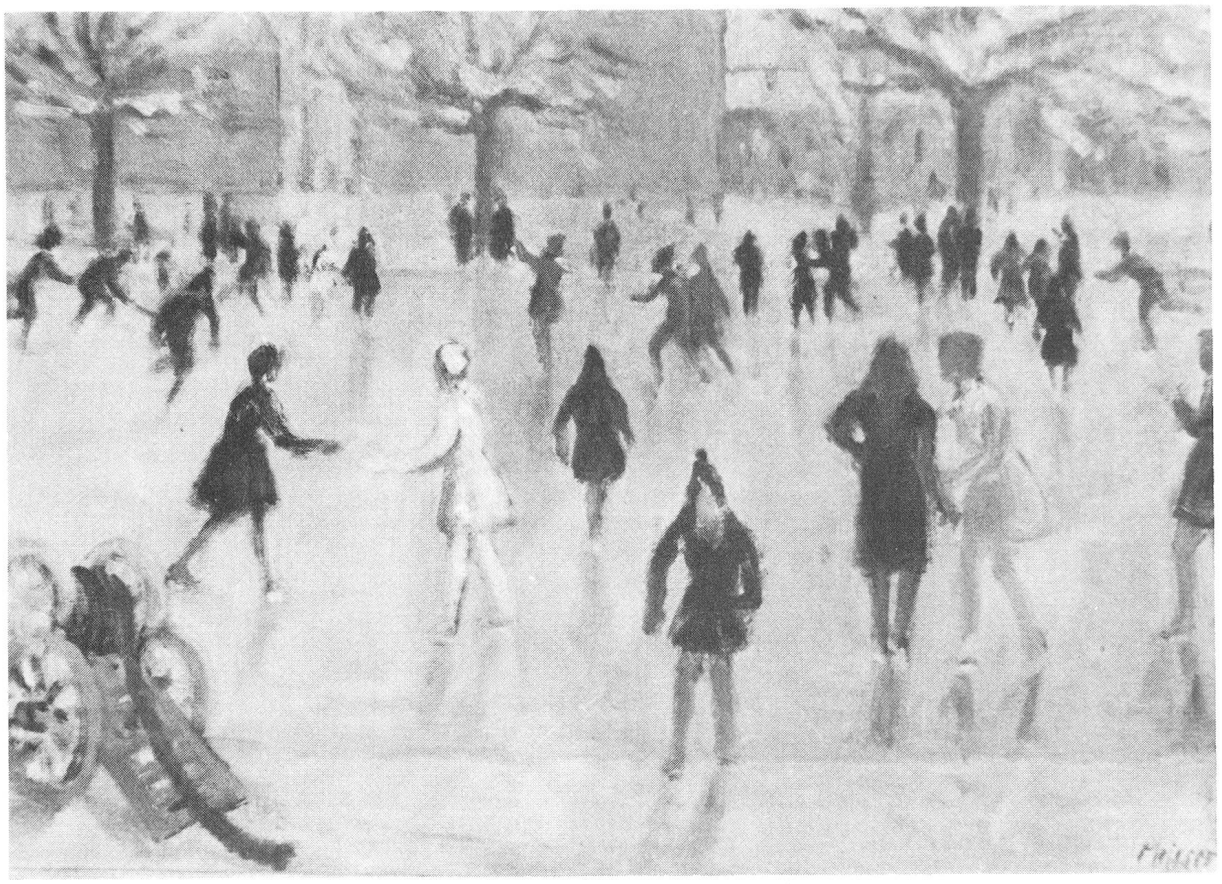
Johann von Tscharner: Mantel und Hut. 1935. Öl. 100 x 73 cm



Das Churer Eisfeld auf der Quader – wer von den Einstigen würde sich nicht mit Wehmut seiner erinnern! Chur war eine der wenigen Städte, die fast mitten in ihren Gemarken über ein Natureis verfügte. Während Wochen, wenn der unerbittliche Föhn dies zuliess, durfte sich die Churer Jugend auf dem blanken Eis tummeln, die Buben machten Fangis oder produzierten sich vor den Mädchen, und auch die ersten Krummstöcke waren früh schon in Aktion. Bernhard Rohr, der aufmerksame und strenge Eismeister sorgte aber für Sauberkeit, Ordnung und Sittlichkeit. An den schönen und kalten Abenden waren es dann vorwiegend die Kantonsschüler der älteren Semester und die Erwachsenen, welche das Eisfeld belegten. Wie schade für die Stadt, dass dies alles dem Diktat des sog. Sachzwanges, der im Grunde wohl nicht viel anders als verwaltungsmässige Bequemlichkeit zu nennen war, weichen musste.

Wollmütze die Asche wegzufegen und die Schliferi aufzupolieren, so dass man auf ihr noch rascher dahingleiten konnte als je zuvor. Dieses Dahingleiten auf dem Eis drängt uns nolens volens zur Frage, wie es denn in Chur vor Zeiten um die Möglichkeit bestellt war, sich auf Schlittschuhen zu tummeln?

Diese älteste Möglichkeit für den Eislauf bot die Gegend bei der Bettlerküche, allerdings mit einem ziemlich weiten Anmarsch. Nicht von ungefähr heisst die Gegend dort herum Untere Au, und Au bedeutet bekanntlich soviel wie feuchtes Flussgelände. Der Rhein hatte etliche Jahre vor der Jahrhundertwende noch kein so fest ausgebautes Wuhr wie heute und machte unterhalb Chur in der Nähe von Zizers einen jetzt korrigierten Bogen. Durch den dadurch bewirkten Rückstau sickerte vermehrt Grundwasser ins Land und bildete Tümpel und kleine Weiher. Dazu kam der Abfluss aus den Bewässerungsgräben der Rheinwiesen, die der Aufsicht eines Rodmeisters unterstanden. Wenn sich nun eine Reihe aufeinanderfolgender kalter Tage einstellte, gefroren die Tümpel und Weiher und boten ein ganz passables Natureisfeld. Dann aber erstand so um 1900 eine eigentliche Attraktion mit «Nadigs Eisfeld», das sich auf einer mit einem niederen Damm umrandeten Wiese unterhalb der Küblerei befand. Die Bewässerung erfolgte vom Obertorer Mühlbach her. Bei diesem Eisfeld, das eine Ausdehnung von etwa 40 mal 50 Metern hatte, vielleicht etwas mehr, stand eine auf Pfählen montierte ziemlich grosse Bude. Dort konnte man in einem «Erholungsraum» mit rohen Ti-



Auch der Churer Maler Leonhard Meisser war immer wieder beim Eisfeld auf der Quader anzutreffen und gab sich beim Betrachten des bunten Gewimmels auf der blanken Eisfläche den Freuden des Schauens und Staunens hin. Darauf entstanden in seinem Atelier jene herrlichen Eisfeld-Bilder, die zu den grossen Schätzen seines künstlerischen Schaffens zählen. Unser Bild stammt aus dem Jahre 1952.

schen und Bänken sitzenderweise die Schlittschuhe anschrauben und für 20 Rappen ein Glas warmen Punsch der Limonadenfabrik «Rätia» von der Familie Studer an der Sägenstrasse erstehen. An Sonntagen zogen Familien in geschlossenem Aufmarsch dorthin, und wer sich selbst nicht aufs Eis wagte, erteilte vom Rand aus Ratschläge, so wie die Zuschauer heute beim Fussball. Der Eintritt zum Eisfeld kostete dem Hörensagen nach für Kinder 10 und für Erwachsene 30 Rappen, für die damalige Zeit ein eher teures Vergnügen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muss eingestanden werden, dass der Schlittschuhsport gar nicht der Hauptzweck des Nadig'schen Eisfeldes war. Wenn nämlich die Eisdecke eine gewisse Dicke erreicht hatte, wurden Quader herausgesägt für den Eiskeller der Aktienbrauerei – automatische Kühlkammern wie heute gab es noch nicht –, und dort blieben sie bis zur wärmeren Jahreszeit und wurden dann an die Kundschaft, hauptsächlich Wirtschaften, geliefert. Doch auch die Brauerei Rohrer hatte einen Weiher zur Eisgewinnung, der sich auf dem Sand befand, an der Stelle wo später das Depot der Chur-Arosa-Bahn erstellt wurde. Auch dort konnte man etwa Schlittschuhlaufen und zwar gratis. Mit der Eröffnung des städtischen Eisfeldes auf der Quader mit seiner von der kantonalen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung 1913 übernommenen massiven Eingangspforte kam eine grosse Wende, der gesunde Bewegungssport des Schlittschuhlaufens nahm in Chur einen ungeahnten Aufschwung. Und zudem war es eine billige Sache, der Eintritt war zu gewissen Nachmittagen für Kinder gratis. Schlagartig sozusagen wurde der Eislauf so zu Churs beliebtester

Sportart, und meistens wimmelte es auf dem Natureis der Quader wie in einem Ameisenhaufen. Besondere Stiefel mit angeschraubten Schlittschuhen waren noch so gut wie unbekannt. Die Schlittschuhe hatten mit Klammern verbundene Schraubenspindeln, und mit Hilfe eines Vierkantschlüssels wurden sie am Schuhwerk befestigt. Wackelte die Sache noch etwas, so wurde mit einem Lederriemen nachgeholfen. Zumeist waren die Schlittschuhe aus gewöhnlichem Eisen, vorne zugespitzt, und der Besitz von vernikkelten Schlittschuhen, vorne mit Bogen galt als vornehm. Als besonders gediegen wurde die Marke «Halifax» gepriesen. Der erste «richtige» Eiskunstläufer in Chur war wohl der Architekt Johann Decurtins, strammer Fähnrich der Stadtmusik. Wenn er sonntags in einer Ecke des Eisfelds seine Kür lief, konnte er einer grossen Schar gaffender Zuschauer sicher sein. Ab und zu wurde auch eine Eisschau durchgeführt mit engagierten auswärtigen Eiskunstläufern oder mit nordisch Schnell-Läufern, deren lange Kufen der Schlittschuhe besondere Aufmerksamkeit erregten. Auch für die Jugend wurden manchmal Feste durchgeführt, mit Wettlauf, der etwa dadurch verschärft wurde, dass auf vorgehaltenen Löffel eine Kartoffel gelegt wurde, die nicht herunterfallen durfte. Ich erinnere mich besonders gut eines Eisfestes der Kantonsschule, das durch die Mitwirkung der Kadettenmusik hätte verschönert werden sollen. Ich selbst blies darin zur Trompete. Nun weiss wohl jedermann, dass sich die Atemfeuchtigkeit des Trompetenbläsers im Innern des Instrumentes als Kondenswasser niederschlägt. Von Zeit zu Zeit muss man es austropfen lassen, ansonst die Töne zu gurgeln beginnen. Böse Menschen, die dem Trompeter seine Kunstfertigkeit missgönnen, sprechen geringschätzig vom Ablassen des Trompetenschleims. Nun war es am Tage des besagten Eisfestes so bitter kalt, dass das Kondenswasser im Innern der Instrumente gefror und die Ventile blockierte. Der anfänglich schneidige Eröffnungsmarsch der Kadettenmusik endete daher bald in einem kläglichen und hilflosen Gejammer.

Wer die Geschichten des Barons von Münchhausen kennt, erinnert sich wohl auch des Berichtes von der Jagd zur Winterszeit, wobei es so kalt war, dass die Töne des Jagdhornes einfroren. Zurückgekehrt in eine warme Wirtsstube, wären die Töne wieder aufgetaut, und das an die Wand gehängte Horn habe eine lustige Melodie von sich gegeben. Das dürfte kaum der Wahrheit entsprechen, denn mein Instrument hat sich damals nach der Heimkehr vom kalten Eisfeld bei der Wiedererwärmung durchaus ruhig verhalten. De mortuis nihil nisi bene. Das ist lateinisch und will besagen, dass man den Toten nichts Übles nachsagen soll, wobei sich dieser Mahnspruch insofern als unnötig erweist, als, nach den Abdankungsreden zu schliessen, nur gute Menschen sterben. Aber trotzdem bleibe ich dabei, dass die Geschichte Münchhausens von dem selbstklingenden Horn erstunken und erlogen ist. Auch nach der Eröffnung des öffentlichen Eisfeldes auf der Quader am Rande der Altstadt schufen Unternehmungslust und Betriebsamkeit der Jugend Gelegenheiten, mitten in der Altstadt zu schlittschuhen. Besonders lebhaft ist mir die Verwandlung des Regierungsplätzlis in ein Eisfeld in Erinnerung. Eine Gruppe von Buben bespritzte an kalten Abenden jeweils den Platz mit einem Schlauch, der an die Wasserleitung des Hotels Weiss-Kreuz angeschlossen war, vom Hotelier stillschweigend geduldet, sintemalen sein Sohn mit von der Partie war.

Das Gesicht einer Stadt wird aber nicht nur durch das Sportgeschehen geprägt, insbesondere dann nicht, wenn sie nicht Zentrum einer ständigen Spitzensport-Veranstaltung ist. Und das trifft für Chur glücklicherweise nicht zu, so dass es seine ehemals kleinbürgerliche Behäbigkeit wenigstens rudimentär behalten konnte. Und wenn der alte Churer durch die winterlichen Gassen der Altstadt wandelt, tauchen unwillkürlich Erinnerungen auf, auch etwa ungelöste Fragen. Warum zum Beispiel durfte man auf der Planaterra-Strasse schlitteln, während es auf der «Neuen Strasse», so hiess früher die Hof-Strasse, strengstens verboten war? Oder war es wirklich nötig, das Natureisfeld auf der nahegelegenen Quader, der allgemein liebgewordene winterliche Tummelplatz aller lebenslustigen Altersstufen, aufzuheben, nachdem es während sechzig Jahren als Freudenspender gewirkt? Es gibt eben

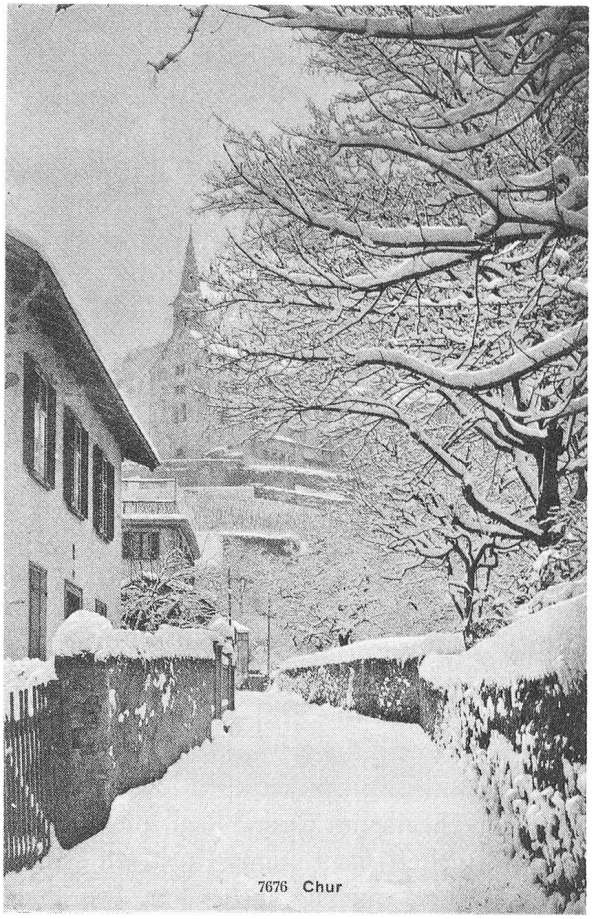
Dinge, die nicht ersetzt werden können, auch wenn theoretisch Ersatz geboten wird.

Nehmen wir als weiteres Beispiel den Maronibrater auf dem Martinsplatz. Der Martinsbrunnen mit dem antiken Krieger als Brunnenfigur gehört das ganze Jahr hindurch als Charakteristikum zum Martinsplatz, im Winter aber gesellte sich der Maronibrater hinzu. Der alte Churer denkt mit Wehmut an ihn zurück und ihm sind die heute geschützt in Marktständen am Bahnhof oder Postplatz Maroni bratende und per Gewicht verkaufende Personen lächerliche Figuren. Der Maronibrater vom Martinsplatz stand mit seinen Utensilien frei vor der Kirche und nur bei grösster Unbill des Wetters zog er sich in den Schutz der Brotlaube zurück. Er hatte in der nahen Kirchgasse ein kleines Magazin, wo sein Vorrat an rohen Kastanien und Brennmaterial eingelagert war und wo er nachtsüber das kleine Inventar seines Berufes einstellte. Verkauft wurden die gebratenen Maroni nicht etwa per Gewicht, sondern mit Hohlmass, so wie die Milch. Der freundliche Mann hatte einen Satz von deckellosen blechernen Büchsen, Massbecher kann man sie nennen. Der Inhalt der kleinsten kostete fünf Rappen, bei der nächstgrösseren waren es zehn Rappen und so weiter. Unlängst habe ich abgewogene gebratene Maroni gekauft, von Edelkastanien war auf der Preistabelle die Rede, aber die dünkten mich bei weitem nicht so würzig wie seinerzeit die kleineren unedlen Kastanien des Maronibraters vom Martinsplatz.

Wenn dann der alte Churer auf seinem Spaziergang durch die Altstadt seinen Blick von ungefähr nach oben richtet, so sieht er unter den Dachgiebeln der spätgotischen Reihenhäuser Öffnungen gleich übergrossen Fenstern, die mit Holzladen verschlossen sind. Und er nickt verständnisvoll, denn da oben befindet sich der Estrich und in diesem eine Seilwinde mit ausschwenkbarem Arm. Mit Hilfe dieser Einrichtung wurde in einer Zaine das zugerichtete Brennholz hinaufgezogen und dort fein säuberlich zum Austrocknen aufgeschichtet. Denn seinerzeit wurde noch ausschliesslich mit Holzfeuerung gekocht und geheizt. Auch auf dem Riesenestrich des Rathauses wurde Brennholz für die Ofenheizung hinaufgeschafft, die dortige Winde brauchte zwei Mann zur Bedienung. Vom Estrich führte eine Rutschbahn ins erste Stockwerk. Hier wurden die Holzscheite oben hineingeworfen und unten in einem Wagen aufgefangen, mit dem sie von einer Feuerstelle zur andern geschoben wurden. Wer mit der Zentralheizung aufgewachsen ist, kennt sie nicht, die wohlige Wärme des Kachelofens, und weiss nicht um das geheimnisvolle Knistern des lebendigen Feuers in seinem Innern. Wie schön war es doch, sich an den warmen Kachelofen lehnen zu können, wenn man mit durchfrorenen Gliedern vom Eisfeld kam. Wohl baut man heute etwa ein nobles Cheminée in den Wohnraum, aber sein offenes Feuer taugt nicht viel; vorne schwitzt man, und hinten friert man. Wie anders doch die vom Kachelofen ausgestrahlte gleichmässige Wärme. Und damit die Luft in der Wohnung nicht zu trocken sei, stand im Ofenröhrli, jener in den Ofen eingebauten Nische, ein Becken mit Wasser. Ich möchte behaupten, dass das Verschwinden des Ofenröhrli einen unersetzlichen Verlust darstellt. Denn da drinnen stand noch ein Krug mit Kaffee oder Tee, es wurden darin Äpfel geschmort, und schliesslich das non plus ultra: Man wärmte im Ofenröhrli den Chriesisack, jenen mit Kirschensteinen gefüllten Tuchbeutel, den man abends ins Bett mitnahm und die Füsse hineinkuschelte. Zugegeben, das ganze Drum und Dran mit der Holzfeuerung ergab etwas mehr Umtriebe als die Verwendung von Heizöl, Gas oder elektrischem Strom. So musste das Holz, wenn es vom Forstamt im städtischen Werkhof in Klafterscheitern vors Haus geliefert wurde, vorerst zerkleinert werden. Im Süsswinkel wohnte beispielsweise ein Brüderpaar, das diese Arbeit berufsmässig auf Stör besorgte. Der eine war schmächtig und bleich, sah erbarmungswürdig aus, wie wenn er zur Essenszeit nie etwas anderes als Wassersuppe zu sehen bekäme. Vielleicht zehrte eine Krankheit an ihm. Dafür war der andere umso robuster, er trug einen martialischen Schnauz und sah überhaupt aus wie ein Räuberhauptmann. Natürlich war er es, der mit schwingender Axt die von seinem Bruder langmütig zersägten Holzklötze endgültig zerkleinerte. Der Beruf des Holzhackers auf Stör ist

ausgestorben und zwangsläufig auch der Beruf des Holzträgers. Denn bei jenen Häusern meist neueren Baudatums, die über keine Holzlukarne verfügten, musste das Brennholz von der Strasse über die Treppen hinauf auf den Estrich gebukkelt werden. Man konnte das Brennholz notabene auch ofenfertig ausgerüstet vom Sennhof beziehen, wo die Holzhackerei offenbar als Arbeitstherapie in Gunst stand.

Wenn ich es mir so recht überlege, war es in Nanas Stube zur Winterszeit besonders gemütlich. Das lag sicher am grossen Kachelofen mit seiner einladenden Bank. Dieser Ofen wurde von der Küche aus geheizt, mit Holz natürlich. In der Adventszeit kreuzten wir mit besonderer Vorliebe bei Nana auf, denn hier gab es mancherlei Vorbereitungen für die Weihnachtstage, wobei wir Hand mitanlegen durften. Da sass man auf der Ofenbank und zerstampfte im Mörser allerlei Gewürze, schön der Reihe nach Änis, Nägeli, Zimt, Zimtblüten, Koriander, Fenchel. Dieser Gewürze bedurfte es vor allem für die Zubereitung des Birnbrotes. Heutzutage wird das Birnbrot in Chur wohl nur noch in ganz seltenen Fällen zu Hause hergestellt und gebacken. Und nicht zuletzt dieserhalb braucht man auch keinen Mörser mehr. Ich habe mir ein Exemplar aus Nanas Nachlass in meine Studierstube hinübergerettet, und er erinnert mich immer wieder an die Stunden, da ich bei der Nana sass, Gewürze stampfte und dabei ein übers andere Mal niesen musste. Bei dieser Gelegenheit muss wieder einmal gegen die Meinung Stellung bezogen werden, dass es in Sachen Birnbrot ein Standard-Rezept gebe. Die Zusammensetzung des Birnbrotes ist nicht nur von Ort zu Ort verschieden, auch beim Churer Birnbrot gibt oder gab es von Familie zu Familie kleine oder feine Unterschiede. Die Grundlage, gedörrte Birnen, die fein zerschnitten und mit «Feuerwasser» angefeuchtet werden müssen, bleibt sich allerdings gleich. Immerhin ist zu sagen, dass die prädestinierte Birnbrotbirne, die Lenggala, zu den ausgemerzten Obstsorten gehört. Leider, leider, denn die gedörrte Lenggala hatte ein rosarotes und überaus zartes Fleisch und war zudem geschmacklich unübertroffen. Bezüglich der übrigen Zutaten aber herrschte seinerzeit schon ziemliche Variation;



Ein grösserer Schneefall trug Freude und Fröhlichkeit in alle Strassen und Gassen, auch wenn die alten Churer nie als Sportfanatiker bekannt waren und lieber hinter dem warmen Kachelofen sassen, als sich im Schnee zu tummeln.

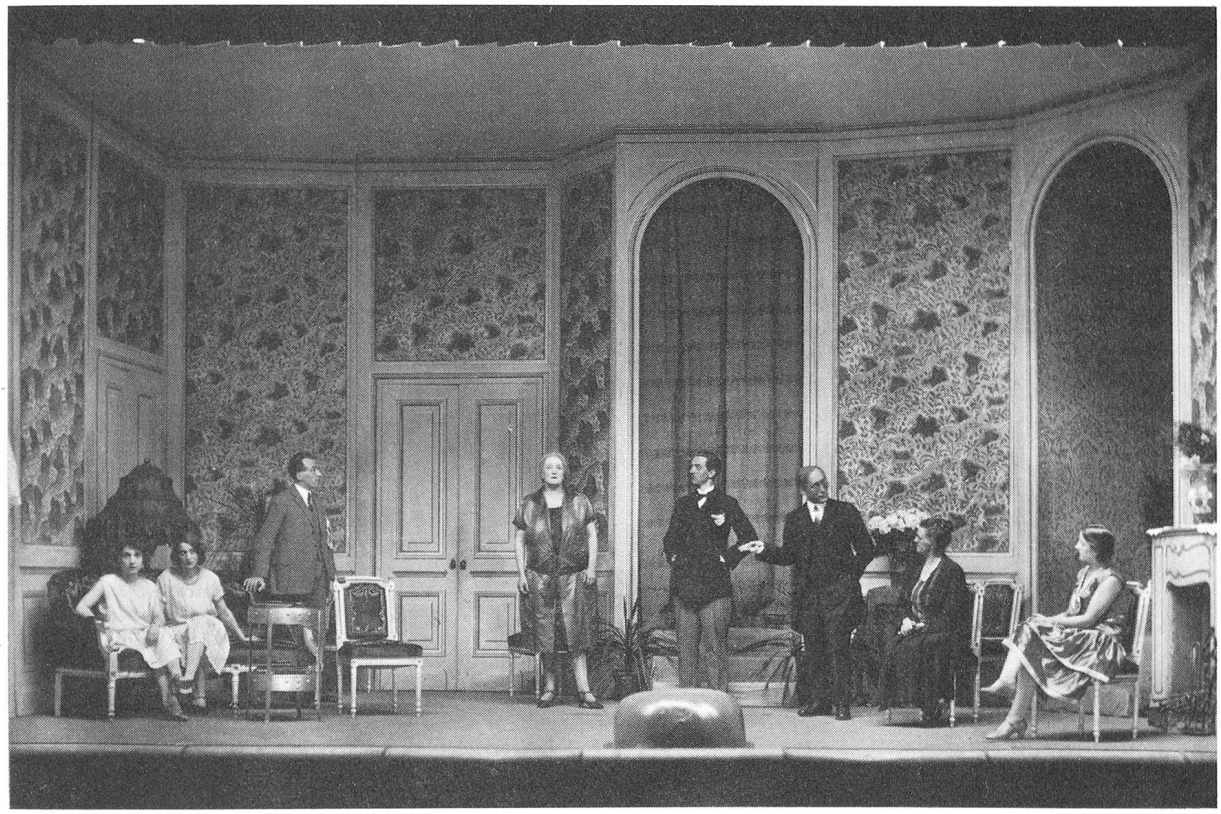
die Frage, ob ausser Baumnusskernen Zitronat, Orangeat, Cedrat, Pignoli, Feigen ins Birnbrot gehören, wäre in historischer Betrachtung wohl zu verneinen, in kulinarischer Sicht aber zu bejahen. Und aus letzterem Grunde waren die vorgenannten Zutaten in Nanas Birnbrot enthalten. Richtiges, gutes Birnbrot hat die löbliche Eigenschaft, dass es sich gut aufbewahren lässt. Noch lange nach Neujahr hat unsere gute Nana an Sonn- oder Festtagen jeweils Birnbrote aus der Wäschetruhe hervorgezaubert.

Vielleicht kreuzt der alte Churer auf seinem Rundgang auch den kleinen Casinoplatz, der vom Glanz vergangener Tage dahinträumt. Trägt doch die Fassade des die Ostseite des Platzes säumenden Hauses das Wappen des dereinst

illustren Bürgermeisters Bernhard von Kohl, und über dem Portal des gegenüber liegenden Hauses prangt das Wappen derer von Salis. Doch das scheint weniger wichtig, als die Erinnerung daran, dass das Casinoplätzli um die vergangene Jahrhundertwende der Vorhof zu Churs kulturellem Zentrum war, dem Casinoasaal nämlich. Er befand sich in dem nördlich an den Platz grenzenden Gebäudekomplex und verfügte über eine richtige Bühne von ordentlichem Ausmass. Hier fanden die Konzerte von Gesangsvereinen und Musikgesellschaften statt, sowie Abendveranstaltungen geselligen Charakters und auch etwa Vorführungen für die Primarschule. Ich erinnere mich einer Lichtbildervorstellung, die ein wandernder Schausteller mit einer mächtig grossen Laterna magica gab. Und im gleichen Saal etablierte sich etwa zehn Jahre später das erste Kino in Chur, geführt von einem sich Direktor nennenden Herrn Traube. Jedem alten Churer aber ist zweifellos die Theatertruppe Senges-Faust in bester Erinnerung, die jeweils den Winter über als Stadt-Theater im Casino-Saal spielte. 1876 kam der Österreicher Julius Faust mit seinem Thespiskarren erstmals nach Chur. Die ältere seiner zwei begabten Töchter namens Minna heiratete Carl Senges, und 1895 begann die Theater-Ära Senges-Faust, die ein halbes Jahrhundert dauerte. Der Senior des Unternehmens war Julius Faust, die treibende Kraft und Seele des Ganzen aber war die Tochter, die Frau Direktor Minna Senges-Faust. Sie hat dem Kulturleben Churs seinerzeit ihren Stempel aufgedrückt und hat mit einem Ensemble von guten Kräften viele klassische Stücke über die Bretter, die die Welt bedeuten, gehen lassen. Sie war eine Schauspielerin von Format, als Darstellerin von Maria Stuart und Emilia Galotti kann ich mich ihrer noch bestens erinnern. Natürlich geriet nicht immer alles ohne Fehl, aber Zwischenfälle gibt es bekanntlich auch bei grossen Bühnen. Ich sehe die Szene aus «Die Frau vom Meer» von Ibsen noch vor mir, wie Papa Senges durch die falsche Bühnengasse auftritt, langsam und unheimlich – da sieht er vor sich eine Hecke. Er will das Hindernis übersteigen, weil seine Partnerin, eben Minna Senges jenseits steht, und wie sie, mit Blick auf ihn gerichtet, die Worte spricht: «Ach, diese Augen, diese schrecklichen Augen», bricht die Hecke unter seiner Last mit Gepolter zusammen. Im Publikum natürlich riesiges Gelächter, in einem Stück, in dem es bei Gott sonst nichts zu lachen gibt. Als Minna Senges dann mit der Zeit die Jahre der Frau im besten Mannesalter überschritt, nahm sie an Leibesfülle zu und war gewissermassen bühnenfüllend.

Die Truppe Senges-Faust genoss keinerlei Subvention der öffentlichen Hand, und es wäre ihr auch ohne Konkurrenz von Kino, Radio und Fernsehen nicht möglich gewesen, sich über Wasser zu halten ohne ein reichliches Repertoire von Schwänken, so da sind «Die spanische Fliege», «Der Raub der Sabinerinnen», «Der müde Theodor», «Das Schwert des Damokles» und wie sie alle heissen mögen. Aber lieber ein gut gespielter Schwank als ein schlecht gemimtes Lustspiel. Man spielte während einer Winter-Saison bis zu dreissig verschiedene Stücke, eine erstaunliche Leistung. Papa Faust blieb bis ins hohe Greisenalter aktiv und nannte sich stolz Nestor der schweizerischen Schauspieler. Schliesslich trat er allerdings pro Spielzeit nur noch einmal auf, an seinem Benefice-Abend. Er spielte dann etwa in einer Komödie den Deus ex machina in Gestalt des Überbringers eines Briefes, auf dem er die Stichworte seiner Rolle notiert hatte, denn die Stimme der Souffleuse hätte er auch bei grösster Lautstärke nicht mehr gehört. Ganz besondere Zugkraft übte einmal das Stück aus «Als ich noch im Flügelkleide», eine Sache so à la Alt-Heidelberg. Bei einem Bühnenbild sah man Direktor Senges mit einer Leiter und angeleuchteter Glatze zum Stelldichein wandern, dieweil das Lied ertönte «Guter Mond, du gehst so stille». Ein anderes Bild zeigte eine Gartenszene mit fröhlichen jungen Leuten, und ein junges Ding – es war die Tochter des Ehepaares Senges – vergnügte sich in einem Schaukelstuhl. Bei einer Vorstellung schaukelte sie so heftig, dass sich das Möbel rückwärts überschlug, zum Gaudium des Publikums. So etwas war dann damals Tagesgespräch in der ganzen Stadt.

Es muss sich herumgesprochen haben, dass ich neben dem Klavierspiel auch zur Trompete blase. Denn eines Tages erhielt ich den ehrenden Auftrag, bei einer Vorstellung hinter der Bühne



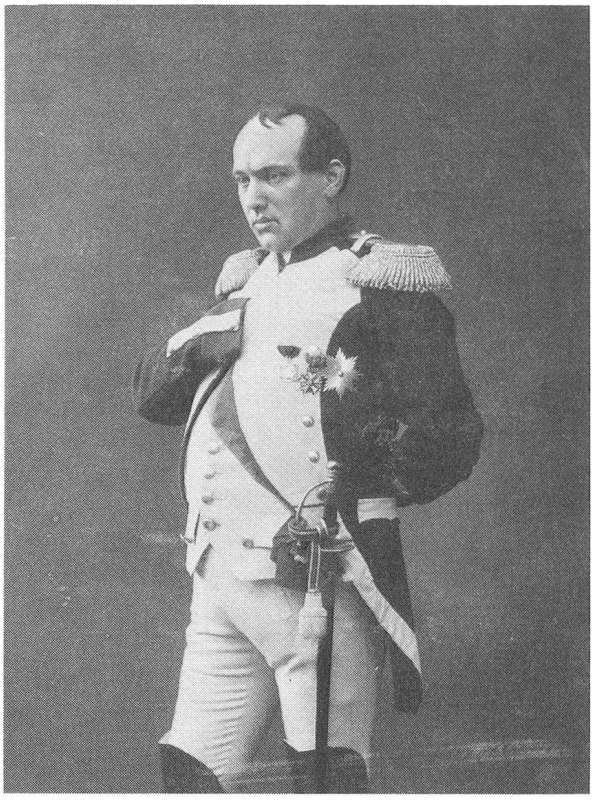
Unser einstiges Theater, unter der Regie von Minna Senges-Faust, spielte im winterlichen Vergnügungsplan der Stadt eine erheblich bedeutendere Rolle als dies leider heute der Fall ist. Ein regelmässiger Theaterbesuch im einstigen Casino, später, seit 1924, im Rätushof, gehörte zu den Gepflogenheiten vieler Churer, denen von der Truppe Senges den ganzen Winter über ein reichhaltiges Programm geboten wurde. Schauspiele wechselten in bunter Folge mit Komödie und Operette ab. Die Truppe war klein, und die Stammspieler mussten sich abwechselnd allen Sparten ihrer Muse widmen. Man kannte sie alle, vor allem die Mitglieder der Familie Senges-Faust, die auf der Bühne in den vordersten Rängen mitwirkten. Die übrigen Akteure waren z. T. auf die Mildtätigkeit der Churer Gesellschaft angewiesen, denn sie bezogen lächerlich geringe Gagen und waren deshalb für ein Freilogis oder einen Freiplatz, der ihnen geboten wurde, dankbar.

eine Fanfare zu blasen. Was auf der Bühne gespielt wurde, weiss ich nicht mehr, es muss eine hochdramatische Angelegenheit aus mittelalterlicher Zeit gewesen sein. Aber daran erinnere ich mich noch genau, wie ich mit meinem Instrument in den Kulissen stand, und neben mir sass an einem Tischchen die Frau Direktor, die offenbar Regie führte und zugleich Korrespondenz erledigte. Auf einmal gab sie mir hastig ein Zeichen, es sei nun soweit, und ich schmetterte eine zündende Fanfare, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Denn anderntags fand die Vorstellung in der Lokalpresse wohl eine lobende Kritik, es wurde lediglich bemängelt, dass durch grelle Fanfarenstösse an einer Stelle, wo sie gar nichts zu suchen hatten, das Bühnengeschehen unverständlich gemacht worden sei.

Nun, es passiert Schlimmeres, und zwar war jenes Vorkommnis bei einem grossen Chor- und Orchesterkonzert in der Martinskirche solcher Natur. Gegeben wurde die Cäcilien-Ode, das im Jahre 1739 von Händel komponierte grosse Chorwerk. Da singt an einer Stelle der Solo-Tenor: «Es ruft die Trompete zur Schlacht», worauf die nun folgende Arie von kriegerischen Fanfaren-Rufen der Trompeten untermalt wird, vielmehr werden sollte. Es kam nämlich nicht ganz so heraus, wie Händel sich das vorgestellt hat. An den Trompetenpulten des Orchesters sassen ein älterer Freund von mir und meine Wenigkeit, ihm war die erste Stimme anvertraut, mir die zweite, und in der Partitur waren zwei Trompeten in D-Stimmung vorgeschrieben. Dem Laien sagt das nichts, der Kenner aber weiss, dass weit-

aus die meisten Trompeten auf B-Stimmung basieren, so auch die von meinem Freund und mir im Normalfall geblasenen Instrumente. Für die vorgenannte hohe Stimmlage benutzt man heute Spezialinstrumente, sogenannte Bach-Trompeten, die wir jedoch nicht zur Verfügung hatten.

Doch Not macht erfinderisch. Wir wählten aus dem Instrumentarium des kantonalen Zeughauses zwei alte Es-Cornette, welchen wir vom Instrumentenbauer Halbtonstifte aufsetzen liessen. In den Proben klappte es ganz leidlich. Als aber in der öffentlichen Aufführung mein Freund zur ersten Fanfare ansetzte, erklangen partiturfremde Quietschtöne, weil der Hebel des einen Ventils beim Cornett abbrach. Rasch wollte ich einsetzen, um zu retten, was zu retten war, aber mit genau gleichen Erfolg. Auch bei meinem Instrument knackte ein Ventilhebel. Wegen des Ausfalls der Trompeten verlor die Arie natürlich ihren kriegerischen Charakter, der Solist Prof. Ludwig Deutsch war wütend, der Dirigent Dr. Antoine Cherbuliez war wütend, wir waren wütend, aber was nützte es? Gegenüber solcher Koinzidenz der Ereignisse ist man machtlos.



Carl Senges

Johannes und Auguste Schumann-Faust

Rückblickend muss man sich sagen, dass um die vergangene Jahrhundertwende in Chur mit Theater, Konzerten und geselligen Veranstaltungen mehr geboten wurde als heute, an Möglichkeiten, die langen Abende auszufüllen, mangelte es nicht. Man hatte noch kein Radio, kein Kino, kein Fernsehen. Das hatte zumindest den Vorzug, dass die Festtage über Weihnacht und Neujahr besinnlicher gefeiert wurden. Mit rührseliger Erinnerung denke ich an die geheimnisumwitterten Tage der Adventszeit zurück. Die Mutter hantierte in der Küche am Backrohr des holzgefeuerten Kochherdes, und der Vater bastelte in seinem kleinen Werkraum. Was da an Kuchen und Kleingebäck die Küche verliess, hätte einer Konditorei zur Ehre gereicht, und was Vaters Bastelkunst betrifft, entsinne ich mich einer zerlegbaren Burg mit Zinnen und Mauerkronen für meine zwei Brüder und mich, einer Puppenstube mit beweglichen Fenstern und Türen für die Schwester, und einmal gab es für das ganze vier-

Julius Faust

Minna Senges-Faust

blättrige Kleeblatt einen Verkaufsladen im Stile von Nenis Kolonialwarenlädeli in der Reichsgasse. Und diese Herrlichkeiten standen dann am Weihnachtsabend unter dem mit leuchtenden Kerzen, Glaskugeln, Lametta und Zuckerwerk geschmückten Tannenbaum, den man ein paar Tage zuvor auf dem vom städtischen Forstamt beim Werkhof am Untertor durchgeführten Christbaum-Markt gekauft hatte. Einmal, es muss um 1905 gewesen sein, ereignete sich just zu Weihnachten ein ziemlich starkes Erdbeben, so dass unser Christbaum umfiel. Glücklicherweise kam man mit dem Schrecken davon.

Nie mehr wurden sodann Jahres-Ende und Jahres-Anfang so schön gefeiert wie zur Zeit, da die gute Nana noch lebte. Am Altjahrabend ging man gemeinsam in die Martinskirche, wo der Gottesdienst durch einen der städtischen Chöre verschönert wurde. Anschliessend traf sich praktisch die ganze Stadtbevölkerung auf dem Kornplatz, allwo die Stadtmusik auf einem Podium das alte Jahr mit einem Freiluftkonzert verabschiedete. Dieser leider nicht mehr geübte Brauch ging auf das Jahr 1876 zurück. Aus einem Protokoll des Stadtrates vom 25. Januar genannten Jahres geht hervor, dass der Stadtmusik eine jährliche Subvention von 600.– Franken zugesichert werde, wogegen sie nebst diversen anderen Verpflichtungen gehalten sei, am Altjahrabend auf dem St. Martinsplatz zu konzertieren. Dieses abendliche Freiluftkonzert wurde in der Folge auf den Kornplatz verlegt. Es war jeweils ein frohes Rendezvous einer grossen Volksmenge, wobei man sich zumindest kalte Füsse holte und gerne Nanas warmer Stube zustrebte, um der mittlerweile mundgerecht gekochten Gerstensuppe mit Einlagen aus dem grossen Rauchfang der Küche zuzusprechen. Und wenige Stunden darauf zu Hause das erste Frühstück des neuen Jahres. Birnbrot, Fogascha-Pitta, Biscu-

Wenn grössere Veranstaltungen im Churer Vereins- und Unterhaltungskalender angesetzt wurden, dann war es fast regelmässig der Steinbocksaal, der zu Ehren kam. In ihm besassen die Churer ihren schönen, repräsentativen Raum, der für Kongresse, für die beliebten Vereinsbälle und was immer sich bestens eignete. Hier wagten die jungen Churer unter den kritischen Blicken der Alten nach absolvierter Tanzschule ihre ersten Gehversuche in der Gesellschaft, und die heiratsfähigen Töchter debüttierten hier in Bangnis und Wonne. Alles kannte einander, und niemand, der dabei war, wird die schönen Ballnächte im Steinbock je vergessen.

tins, welche Herrlichkeiten des Gaumens, die grossteils nur noch in der Erinnerung existieren. Denn Gott sei's geklagt, man bekommt in den Churer Bäckereien nicht nur keine Biscutins mehr, man weiss nicht einmal mehr, was das ist. Es ist eigentlich traurig, wie sehr unser Brauchtum verarmt ist. Zu dieser Verarmung gehört auch das Verschwinden der Neujahrswünscher. Damals erschienen am Neujahrstag Kinder armer Familien und Invalide der umliegenden Dörfer in der Stadt, zogen von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung, und sangen ein Lied oder sagten ein Sprüchlein auf und endeten mit dem stereotypen Satz: «I wünscha'na a guats, glückhaftigs neus Johr, uf dass sie lang läband und g'sund bliband, und wenn si amol schtärband in da Himmal khummand!» Darauf gab man ihnen ein paar Rappen, und sie waren über den Fünfer oder gar Zehner dankbar erfreut. Denn fünf Rappen hatten damals noch einen Marktwert, man konnte damit ein Bürli oder eine Migga, das ist der vierte Teil eines Schiltbrotes, kaufen, oder einen Grison-Schoggistengel.

Am Neujahrsabend dann gab die Stadtmusik ein grosses Festkonzert mit anschliessendem Ball. Es war die Zeit, da Chur noch über einen solcher Festlichkeit würdigen Saal verfügte. Es war dies der grosse Spiegelsaal im Hotel «Steinbock» seligen Angedenkens. Heute hat Chur keinen Fest-Saal mehr, der solchen Namen verdiente. Auch das ist ein Zeichen brauchtümlicher Verarmung. Wie manches zur jungen Dame aufblühende Mädchen ist an diesen Neujahrs-Bällen nach absolviertem Tanzkurs im Schutze der Eltern in das gesellschaftliche Leben eingeführt worden. Ich erinnere mich, dass einmal ausnahmsweise das gesamte Corps der Stadtmusik zum Tanz aufspielte, mit damals kursierenden

Schlagern, zu welchen der «Bummel-Petrus» zählte. Es war eine lautstarke Angelegenheit, einem traulichen Ballgespräch durchaus hinderlich.

Und dann die Fastnacht! Sie war seinerzeit durch Kostümbälle mit Prämierung in den Hotels «Steinbock» und «Drei Könige» gekennzeichnet. Das ruft nach einer anekdotischen Begebenheit, ein Fall der «Spaltung des Ich» gewissermassen. Wem unter den alten Churern ist nicht der Musikus Imhof ein Begriff? Er war ein Original sondergleichen, wie sie zum Leben einer Kleinstadt damaligen Gepräges inventarmässig gehörten. Imhof war, und das muss unterstrichen werden, zweifellos ein guter Pianist und Organist. Was ihn von gewöhnlichen Erdenbürgern äusserlich unterschied, war seine Kleidung, ein altväterischer Gehrock, meist zu kurze Hosen und währschafte Bergschuhe, nach alter Vätersitte mit Kappennägeln bewehrt. Ausserdem entsprach sein Benehmen nicht ganz dem, was der Psychiater als normal zu bezeichnen pflegt, aber er war ganz und gar gutmütiger Natur. Er erteilte Klavierstunden, hatte dabei keinen festen Tarif und wurde zufolge seiner Gutmütigkeit sicherlich nicht richtig entlöhnt. Die Kunst geht bekanntlich nach Brot, und so spielte unser Musikus auch etwa zum Tanz auf. Es kostete ihn dies

zwar etliche Selbstüberwindung, denn in der Tiefe seines Herzens verachtete er Musik solcher Art. Wenn in der Stadt ein Ball oder eine Abendunterhaltung mit Tanz abgehalten wurde, so tauchte Imhof gegen Mitternacht auf, das ist die Zeit, zu welcher die Tanzkapellen eine Pause einzuschalten pflegen. Und während die Tanzmusiker in Form von Aufschnittplatten oder Restaurationsbroten fleischlichen Genüssen frönten, setzte er sich ans Klavier und überbrückte die Kluft, wofür ihn das tanzfreudige Volk gerne entschädigte. Unsere Geschichte ereignete sich anlässlich eines Fastnachtsballes mit Maskenprämierung im Hotel «Steinbock». Bei solchen Gelegenheiten gibt es immer welche, die sich darin gefallen, bekannte Persönlichkeiten zu imitieren, meist den Charlie Chaplin. Hier nun war einer auf die Idee verfallen, in der Maske des Musikus Imhof aufzukreuzen, und er wurde bei der mitternächtlichen Prämierung sogar mit dem zweiten Preis bedacht. Kurz darauf erschien der wirkliche Imhof auf der Bildfläche, der sich vom Ball im grössten und schönsten Saale Churs ein anständiges Taschengeld für seine Selbstüberwindung bei Ausübung von Tanzmusik erhoffte, und wunderte sich gar sehr über den Applaus und das Gelächter, die seiner Wenigkeit zuteil wurden. Dann aber erblickte er sein Ebenbild und fiel beinahe um über der Erkenntnis, dass er ja schon hier weile, was er offenbar ganz vergessen habe, so dass er nun ein zweites Mal gekommen sei. Er wusste sich bei dieser Spaltung des Ich nicht zu raten noch zu helfen. Doch sein Doppelgänger klärte ihn auf, griff grosszügig in den Geldbeutel und übergab dem Original als wohlverdienten Anteil die Hälfte des errungenen Preises. Es war dies die höchstbezahlte Stunde im Leben unseres Musikus Imhof. Und als er sich nun ans Klavier setzte, um den Tasten Tanzmusik zu entlocken, liessen die meisten Ballbesucher, zumalen die wohlsituierten unter ihnen, sich nicht lumpen und spendierten im Hinblick auf den Jux reichlich für die Pausenmusik.

Als ein Höhepunkt des seinerzeitigen Fastnachtgeschehens ist mir die Mitwirkung des Stadt-Theaters in Erinnerung, das zu propagandistischen Zwecken einmal richtiggehend mit dem Thespiskarren loszog. Die letztere Bezeichnung bezieht sich, nebenbei bemerkt, auf den 540 vor Christus lebenden griechischen Dichter Thespis, der als der Erfinder der Tragödie gilt und nach einer falschen Angabe von Horaz auf einem Karren umhergezogen sein soll. Der Churer Thespiskarren war ein von Pferden gezogener grosser Brückenwagen, der durch an die Räder montierte Kufen zum Schlitten-Podium umfunktioniert wurde. Hinten war eine Kiste angebracht mit Öffnung zum Podium hin. Darin sass der Souffleur, und man sah seine Beine herunterbaumeln. Diese Wanderbühne zog von einem Platz der Stadt zum andern, und man spielte, oder vielmehr improvisierte, Fastnachtsschwänke des Schusterpoeten Hans Sachs. Es war dies ein höchst origineller Fastnachts-Scherz und zugleich eine gute Propaganda für das Stadt-Theater.

Damit sind meine Erinnerungen an den Churer Winter um die vergangene Jahrhundertwende erschöpft, und ich halte mich an die schöne Prophezeiung des Dichters Emanuel Geibel:

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher
Es muss doch Frühling werden!